

Spielbeginn

Im ersten Kinderheim wird uns der Ball aus dem Fenster heraus hingeworfen. Es bildet sich dann sofort ein Knäuel um ihn herum. Jeder will ihn haben. Über den Sandplatz, am Kohlenhaufen vorbei, ums Haus herum jagt die wilde Meute den Ball. Ein Kind hält ihn fest, gibt ihn nicht mehr her. Ein anderes Kind wirft sich auf ihn drauf. Der Ball springt davon. Alle laufen ihm nach, unterbrochen von Gerangel. Und plötzlich hat das Treiben ein Ende. Das Interesse am Ball erlischt, der Ball bleibt liegen. Ein Traktor, mit Heuballen beladen, ist interessanter. Ich nehme mir den Ball. Spiele mit ihm für mich allein. Kicke ihn gegen die Wand, werfe ihn hoch, fange ihn auf, lasse ihn prallen, fallen und für andere Kinder liegen, die mit ihm Abwerfen und Völkerball spielen, wo es darum geht, den Strohmann zu treffen, und es den Mädchen besser gelingt, die Hüfte am Ball vorbeizubewegen.

Meine liebsten Sportarten ergeben sich aus dem Alltag. Ich renne gern Treppen hoch, versuche zwei, drei, vier Treppenstufen auf einmal zu nehmen, so flink es geht, oder ohne Anlauf aus dem Stand emporzuhüpfen. Ich klettere auf Bäume. Einer von ihnen ist mein Freund. Ich sitze in seiner Spitze, falle herunter, ziehe mir eine Kopfwunde zu, die genäht werden muss. Ich erklimme das Klettergerüst und schaue von ganz oben auf alles herunter. Der Himmel ist so nah. Die Erde liegt unter mir.

Alles ist gut, solange ich still sitze. Mir wird flau im Magen, es schwindelt mich und ich bekomme es mit der Angst zu tun, sobald ich mich bewege. Es braucht lange, ehe ich mich heruntertraue, wieder sicheren Boden unter meinen Füßen spüre. Unter uns Kindern herrscht ständig Wettkampf. Wir gehen spazieren, schon heißt es: Wetten, dass ich als Erster an der Birke bin? Wir sind am Strand bei den Fischerbooten, schon heißt es: Wetten, dass ich den Anker anhebe, auf dem dicken Seil balanciere, von Poller zu Poller springe?

Ich bin gut im Kirschkernelweitspucken, kann durch mein Blasrohr die Erbse gepfeffert und genau ins Ziel pusten. Meine Versuche auf dem Rummel, das Schiffchen im Stehen so lange höher und höher zu schwingen, bis es zum Überschlag kommt, können sich sehen lassen. Im Kinderheim gibt es keine vergleichbare Schaukel. Mit ihr geht es nicht so hoch hinauf, ab einer gewissen Höhe stoppt dich eine Stange. In meinen Träumen vollführe ich mit dem Schiffchen tolle Loopings.

Ich kann recht gut den Papierkorb treffen. Ich füttere ihn mit Kreidestücken, versuche mich am Schultafelschwamm, der Federtasche, der Brotbüchse. Wenn mich der Hafer sticht, werfe ich meinen Kamm oder mit beiden Schuhen. Ich stehe auf Socken vor dem Lehrer, der mich nach den Schuhen befragt, und muss sie aus dem Papierkorb fischen, in den ich sie zur Begeisterung der ganzen Klasse eben gezirkelt habe.

Zu den Disziplinen, bei denen ich es unter vernünftige Trainingsbedingungen durchaus zur Meisterschaft hätte bringen können, gehören *Mit dem Steckenpferd laufen* und *Den Besenstiel reiten*. Ich beherrsche die Eierläufe mit dem großen wie mit dem kleinen Löffel. Ich liebe das *Sich den Hang runter rollen lassen*. Ich mag Sackhüpfen und habe eine spezielle Grifftechnik dafür erfunden, die mir erheblichen Hüpfvorteil verschafft. Im Winter forme ich Schneebälle, die fester sind, besser in die Hand passen und zielgenauer treffen. Ich habe eine Technik entwickelt, mein Brot hinter dem Rücken zu schmieren und mit Marmelade zu bedecken. Ich schraube das Glas auf, halte den Deckel fest, kleckere nicht daneben. Wenn ich die Sache ernsthaft weiter betrieben hätte, wäre ich Star im Luftgitarre-Spielen geworden. Ich konnte Jimi Hendrix nachmachen, trainierte zum Song mit den quietschenden Gitarrentönen, die wie Jagdbomber und Kindergeschrei zur amerikanischen Hymne klangen.

Kurzzeitig wird mein Talent fürs Boxen entdeckt. Ich werde mit dem Wagen abgeholt, trainiere ein paar Wochen lang in Rostock und bin eine schöne Weile raus aus dem Kinderheim. Ich komme ins Schwitzen, springe Seil, mache Klimmzüge, bin ein guter Boxschüler, übe fleißig, entwickle mich, wie mir gesagt wird, gut, zeige ordentliche Reflexe, habe Nehmerqualitäten. Ich bin darin so gut, dass

ich mich von den älteren Boxschülern gern als Sparringspartner hergenommen sehe. Die schicken mich etliche Male hart auf die Matte. Ich falle um, stelle mich tot, stehe auf und schimpfe wie ein Rohrspatz. Sie sagen zu mir, ich könne nur gewinnen, wenn ich zu verlieren wüsste, und zitieren Max Schmeling, seinen Satz: Niemals am Boden bleiben. Steh auf und mach weiter! Mein Gesicht ist tagelang geschwollen. Ich werde vom Heimleiter aus der Pflicht genommen und bin dann wieder das alte Heimkind. Und es hat sich damit auch mit einer soliden sportlichen Laufbahn.

Vom Boxtraining bewahre ich mir die grundsätzliche Haltung, über Schlappen hinwegzukommen, persönliche Misserfolge, Krisen und Schicksalsschläge wegzustecken. Es sind nicht die Berge vor einem, die einen ermüden, es ist das kleine Kieselsteinchen im Schuh hat Muhammad Ali gesagt, und ich schreibe es mit Großbuchstaben an meine Pinnwand, neben das von mir gemalte Bildnis von Bob Marley.

Ich komme zur Schule und sie denken sich für mich neue Namen aus. Vorher wurde ich Ritter Runkel von Rübenstein genannt. Das war irgendwie lustig, so zu heißen, hatte etwas von einer Comicfigur, wenn die auch von seltsamer Natur, verschoben, verrückt, irre zu nennen war, wie ich später erfuhr. Die Kinder in der Schule fügen meinem Nachnamen ein Fu bei. Ich weiß nicht, was Furunkel bedeutet,

bis ich einmal bei einem Typen solch ein dickes Ding gezeigt bekomme, das verdammte Fu nicht ausstehen kann, unglücklich davon werde. Ein Freund rät mir, ich solle mich einfach Kong Fu Runkel nennen. Das sei nicht so schlimm. Also nenne ich mich Kong Fu Runkel und bilde mir ein, so etwas wie ein chinesischer Held zu sein.

Im Schulkinderheim wird Fußball unheimlich und wichtig für uns Heimkinder. Wir werden vom fußballverrückten Erzieher in Mannschaften aufgeteilt und müssen ständig gegeneinander antreten. Was früher fröhliches Getolle dem Ball hinterher war, wird ernstes Spiel. Wir spielen drei gegen drei und haben einen gemeinsamen Torwart, oder fünf gegen fünf mit je einem Keeper zwischen den Pfosten. Es werden verschiedene Spielzüge einstudiert, einzelne Spieler als Talente bevorzugt. Wir bekommen vom Erzieher unsere Position gesagt. Er ist unser Fußballtrainer. Ich bin ein zurückhaltendes, ruhiges Kind. Herumzustehen, nichts weiter zu tun, als, den Kopf schief gelegt, den Spielern zuzugucken, ist mein Zeitvertreib. Sie werfen mir den Ball zu. Ich fange ihn auf, ohne hinzusehen. Der Trainer stellt mich ins Tor.

Der Trainer bringt uns alle Regeln mit seiner Trillerpfeife bei. Wir lernen richtig auflaufen, Bälle im Takt treten. Ein Pfiff bedeutet abgeben, der nächste nachsetzen. Es werden Bestrafungen ausgesprochen,

einzelne Spieler des Platzes verwiesen und unter die Dusche geschickt. Die Trillerpfeife schrillt ununterbrochen. Sie belobigt einzelne Aktionen, tadelt uns, je nach Lautstärke und Länge. Ein Tor wird geschossen. Die Trillerpfeife zeigt an, dass es nicht gilt. Es hilft kein Diskutieren. Was die Trillerpfeife meint, müssen wir hinnehmen. Die Trillerpfeife bestimmt, wer den Strafstoß ausführt. Mag die Trillerpfeife einen Spieler, ist sie weich, fast zärtlich zu ihm und zu uns anderen grob und grell. Die weniger Befähigten macht sie nervös, schimpft sie schreiend aus. Wir spielen, bis die Sieger-Mannschaft feststeht. Die Trillerpfeife beendet das Training und legt die nächste Begegnung fest. Die schöne Freizeit ist ausgestanden und vorbei. Zwischen Schule und Kinderheim befindet sich eine riesige eckige, tiefe Grube, einst ausgehoben für einen Schulbau, zu dem es nicht kam. Sie ist mit zwei Fußballtoren bestückt. Dort spielen wir richtige Fußballturniere. Uns darf die Lust nicht vergehen. Wir sollen dranbleiben, durchhalten, dürfen nicht aufstecken. Ich spiele schlecht, verletze mich, kann pausieren, ausruhen. Statt den Lederball im Tor versuche ich, kleine gläserne Murmeln in ein Erdloch zu versenken.

Ich werde aus dem Schulkinderheim entlassen und von einem Lehrerehepaar adoptiert. Meine Ersatzeltern sind rundlich wohlgenährt und wenig an Sport interessiert. Fußball ist etwas, worüber in der Familie

nicht geredet wird. Zweiundzwanzig Idioten setzen einem armen Ball nach, sagt der Stiefvater, spielt mit sich allein am Tisch Schach. Manchmal steht er auf, wechselt die Seite, um sich die Stellung näher und aus der anderen Perspektive anzuschauen, ehe er wieder zurück auf seinen Stuhl findet und den nächsten Zug ausführt.

Schach, sagt die Adoptionsmutter, sei das Spiel der Könige und Damen, Springer und Turmherren. Sie ist von der Idee angetan, dass der Stiefvater mich zu einem Schachgroßmeister forme. Der nimmt mich zu Schachturnieren mit. Das Spiel heißt Simultan und bedeutet, dass er gegen zig Spieler gleichzeitig antritt und sie allesamt besiegt. Er übt mit mir, versucht mir die Grundregeln beizubringen. Ich stelle mich zu dumm an. Die Stiefmutter bittet vergeblich, er solle mich weiter belehren. Er lehnt ab. Ich bin das Schachspielen los.

Mein Ziehvater und seine Kollegen betreiben den Sesselsitzsport. Ich erinnere mich an die Wintermonate. Da saß mein Adoptivvater mit drei seiner Kollegen über die Feiertage zwischen Weihnachten und dem neuen Jahr vor der Glotze, um gemeinsam Skispringen zu schauen. Einen Bierkasten und verschiedene Schnapsflaschen parat, verbrachten sie Stunden damit, nach der Landung die Weite der einzelnen Sprünge zu schätzen. Es gab damals noch keine Hilfestellung durch Linien, sie mussten sich an anderen Dingen orientieren. Jeder von

ihnen nannte eine Zahl, und wer am dichtesten an der tatsächlichen Weite dran war, bekam dafür einen Strich in die Tabelle eingetragen. Es fluppten die Bierflaschenkorken. Sie prosteten sich zu. Für dreimal hintereinander die richtige Weite sagen, wurde sich Schnaps gegönnt. Der Russischlehrer knallte jedes Mal mit dem Krückstock gegen sein Holzbein, lag er richtig, und gab einen seltsamen Ruf von sich. Die beiden Frauen reichten den Sportbegeisterten kleine Häppchen mit fettigen Stückchen Wurst, damit sie nicht so schnell betrunken wurden, sich nicht zu früh unmöglich benahmen. Ansonsten spielte Sport bei ihnen keine Rolle. Wenn es hochkam, spielte der Stiefvater Federball mit mir, wobei das unter uns Jungen eher als Mädchensport galt.

Ich kann Topflappen aus der Pfanne heraus sehr hoch schleudern und mit ihr wieder auffangen. Diese Kunst hat mich die Großmutter der neuen Familie in der Küche gelehrt. Ich lege von der Seebrücke aus richtige Arschbomben hin, dass alle Umstehenden pitschnass gespritzt werden. Ich balanciere auf dem Geländer wie auf dem Schwebebalken und kann den Körper ins kalte Nass ganz gut. Mit etwas mehr Training würden die flachen Steine bei mir unzählige Hüpfen mehr machen. Ich eigne mich nicht zum Wettkämpfer, schon gar nicht für Kämpfe gegen sich selbst, wie sie mein Stiefvater absolviert. Ich war viel lieber und bin heute noch recht gern ein Einzelgänger. Es gibt viele tolle

Sachen, die sich gut allein verrichten lassen. Ich lehne Menschen, die keine Möglichkeit auslassen, sich zu messen, nicht direkt ab, sie sind mir nur nicht sonderlich sympathisch.

Ich laufe lieber für mich allein am Strand entlang, kilometerweit, bis fast nach Kühlungsborn und zurück, statt dass ich auf die Plätze fertig losrenne. Ich mag ganz bestimmte Kraftsportarten nicht, wie Fingerhakeln, auf das andere Jungen um mich herum wild sind. Armdrücken vermeide ich, lasse mich deswegen provozieren, verunglimpfen, verspotten, als Memme beschimpfen. Auch Drohung verleiten mich nicht, meine Haltung zu ändern. Mit mir allein fechte ich vielerlei Turniere und Olympische Spiele aus. Vorname gegen Nachname. Geburtstag gegen Geburtsmonat. Links gegen rechts. Wie weit ich zum Beispiel auf dem linken Bein hopsen kann, ohne absetzen zu müssen.

Ich wünsche mir ein Stoppuhr und bekomme sie auch geschenkt. Fortan messe ich bei allem, was ich tue, die Zeit. Wie lange ich in der Lage bin, unter Wasser die Luft anzuhalten. Wie schnell ich beim Bäcker bin und mit den frischen Brötchen zurück. Wie rasch ich an der Küste die Treppe herunter bis zur Seebrücke laufe. Ich schreibe alle Zeiten auf, fülle lange Listen aus, bin Sieger und Verlierer, erziele an guten Tagen Rekordzeiten, die ich vor der Zeitmessung nicht für möglich gehalten hielt, und

später auch nicht mehr übertrumpfen kann. Die Stoppuhr lügt mich nie an. Die Stoppuhr ist nicht zu beeinflussen. Die von meiner Stoppuhr angezeigten Zeiten sind unumstößliche Tatsachen.

Ich bin nicht unsportlich, es fehlt mir lediglich am nötigen Ehrgeiz. Ich werfe mich nie so richtig vollkommen selbstlos mit Karacho ins Zeug. Ich gebe nie so richtig volle Pulle, hole nicht das Letzte aus mir heraus. Ich lege kleine Zwischenspurts ein, um mir zu zeigen, was möglich wäre und passieren könnte, wozu ich imstande wäre, würde ich Dauerpower geben, um dann wieder an mich zu halten, nachzulassen, mich mit dem Mittelfeld zu begnügen. Ich setze nicht alles daran, die gesteckten Ziele in der bestmöglichen Zeit zu erreichen. Ich bin faul, werde gern in Ruhe gelassen. Bin einer von der Sorte Joachim Streich, der weiß, was er kann und es auch zeigen will. Ist die Zeit reif und sein Einsatz Notwendigkeit, beweist er sich und setzt sich voll für das Ziel ein. Ansonsten bin ich – wie er – gegen die Norm und lieber nicht ständig in Bestform.

Statt persönliche Rekordzeiten anzustreben und sie zu überbieten, immer besser und besser zu werden und in allen Disziplinen die Note Eins im Sportfach zu erzielen, begnüge ich mich mit der Normalzeit und bin mit der Note zufriedenstellend zufrieden. Mir tun die Mitschüler leid, die sichtlich ungeeignet für den Dauerlauf sind und mitlaufen müssen. Ich

höre sie heute noch keuchen, die Arme hängen schlapp herab, ihr Laufstil ist eine einzige Katastrophe, der Kopf puterrot, die Haare klatschnass triefend, sämtliche Bewegungen sind nicht die Spur von rhythmisch zu schimpfen. Sie bleiben untalentiert, unangebracht und geben schlappe Figuren ab, egal, wie sich der Sportlehrer bemüht, mit ihnen zu arbeiten, sie anzustacheln und zu animieren. Sie werden nicht besser. Sie quälen sich jeden Tag aufs Neue, die Strecke zu laufen, treiben Sport, weil er auf dem Stundenplan steht, der ihnen nichts als Qualen beschert. Der Lehrer müsste Stopp sagen, aufhören, Schluss damit anordnen, bevor sie tot umfallen. Nur ist das nicht seine Aufgabe, sie aus dem Training herauszunehmen, das für sie unsinniges Bemühen darstellt.

Sport ist Mord, sagt die Großmutter Maria Stanke dazu. Sie gehört zur neuen Familie, in die ich per Adoptionsbeschluss aufgenommen worden bin. Sie redet so herrlich gegen den Sport, ist dabei witzig und bringt mich damit zum Lachen. Geh mir weg mit Sport, sagt sie, winkt ab, zieht ein Gesicht, als ginge es um etwas Glibberiges, das überall hinleckst und alle Poren verklebt.

Sport ist in ihren Augen ein böses Vergnügen und schlimmster Zeitvertreib. Fechter übten, sich gegenseitig zu erstechen, sagt sie. Bogenschützen würden sich am liebsten durchlöchern. Sport sei

Erziehung zum Soldatentum. Krieger gingen aufeinander los, um sich zu schlagen, miteinander zu ringen, in der Absicht, den anderen auszuschalten. Reporter sind für sie nichts anderes als Kriegsberichterstatter. Das Publikum übe sich in Feindlichkeit, Hetze, Stimmungsmache. Es ginge immer um Sieg und Niederlage. Immer stünden sich Fronten gegenüber. Es stießen verfeindete Blöcke aufeinander, die Kämpfe in den Arenen würden außerhalb der Stadien zwischen den fanatisierten Anhängern weitergehen. Sie mochte den bösen Ton der Schlachtgesänge nicht ertragen, dieses begeisterte Lieder-Schmettern, als ginge es darum, in den Krieg zu ziehen, von denen sie zwei erlebt hatte.

Ich dichte ihr Sport ist Mord um, mache Sport hält Wort daraus, reime: Sport in Süd, Ost, West und Nord. Wer sich in der Nase bohrt, treibt den Nasenbohrersport. Sport im Akkord erzielt Weltrekord. Matrosen in Hosen aus Kord treiben an Bord Sport, Kinder bereits im Hort. Hier & dort. Überall Sport sofort an jedem Ort. Sei kein Lord. Sport am Airport im Rapport. Ich habe einen gehörigen Teil meines Wortspaßes von der Großmutter gelehrt bekommen. Unser beider Lieblingslied war das von Theodor bei uns im Fußballtor. *Wie der Ball auch kommt, wie der Schuss auch fällt, der Theodor, der hält*, der Theodor ist unser Fußballheld.

Wir führen, was Fußball und Sport allgemein anbelangt, wunderschöne, kluge Gespräche. Sie zwingt

mich, kreativ zu werden. Großmutter mag den Ausdruck Sportsfreund in Verbindung mit Mein lieber nicht, und auch die Begriffe Sportsgeist, Kameradschaft, Sportskanone sind ihr als militärisch verfehmt. Das Wort Spielwitz findet sie gut und rät an, nach der Niederlage einfach zu lachen. Das Wort Balleroberung, meint sie, sei der Flirt der Füße mit dem Ball. Ich lerne den Begriff Libero erst durch Großmutter kennen. Sie singt etwas mit Libido macht den Libero froh oder so. Das Wort Balljunge lässt sie an das passende Ballmädchen für ihn denken, der Ballgreis an die Ballhexe.

Dribbeln schreibe ich mit t und p wie das Trippeln der Regentropfen munter von der Dachrinne herunter. Querpass klingt nach Mehr-Spaß. Eigentor steht vor dem Eigenheim. Der Fanblock ist aus Blockschokolade. Ein Flügelstürmer läuft wie die Ente kurz vorm Abheben herum. Nach dem Flutlicht kommt das Ebbelicht, sagte Großmutter. Am Foul stinkt immer etwas faul. Ein ganz toller Begriff ist für sie der Lupfer, klingt wie Lutscher. Geheimnisvoll dagegen bleibt das Wort Phantomtor. Das Wort Ballfieber stelle ich mir als einen knallroten Ball vor, mit einem Thermometer im Leder. Manchmal helfe ich Großmutter, putze mit dem Lappen und sie nennt mich einen Abstauber. Anpfiff zu Beginn des Spiels ist bei ihr gleichgesetzt dem Wort fürs Herunterputzen, Fertigmachen, Ausschimpfen einer Person. Das Wort Aufsteiger lässt sie fröhlich: *Auf,*

auf, der Steiger kommt singen. Ein Haufen Begriffe ist für uns aus vollkommen anderen Zusammenhängen hergeholt, wie Joker, Kader, Kapitän. Keeper und Kiepe sind beim Kartoffelsammeln gut. Eine Kerze wird angezündet, im Fußball, aber auch steil in der Himmel hineingeschossen. Der Klassenverbleib ist nicht nur für den potenziellen Sitzenbleiber wichtig. Köpfen kannst du ins Tor, aber auch die als Ketzer verschrienen Existenzen. Der Strafstoß ist kein Kopfstoß, die Blutgrätsche nichts zu essen. Ein Distanzschuss ist scharf geschossen. Schlimm ist es für Großmutter, gerät ein Spieler in die Abseitsfalle. Das Wort Parade zum Beispiel, das für die Glanzleistung eines Torwarts steht, erinnert sie an Marschmusik und militärisches Täteratä der Trompeten. Sie ist kein Freund von Verteidigungslinie, Vorstoß, Rückzug und Schüssen aus dem Hinterhalt. Sturm und Stürmen heißt für den Küstenmensch, dass heftige Winde wehen.

Wir stellen gemeinsame Überlegungen an, wie für die Begriffe Stürmer, Verteidigung, Angriff, Sturm-
lauf, Bomber der Nation, Schussfeld, Schussposition, Schützenfest, Schützenkönig, Ball-Eroberung, Chancentod, Nahschuss, Todesstoß bessere Wörter gefunden werden können, damit die Reportagen nicht so kriegerisch klingen, und finden Ball ist sehr schön. Ist von einem Doppelpack die Rede, tauchen bei uns zwei Banditen auf, die Übles tun. Abseits klingt für uns wie nicht auf dem Platz befindlich.

Das Wort Relegation können wir beide nicht fehlerfrei aussprechen. Reservebank, Rückpass bei der Rückrunde zum Rückrundenaufakt, gefällt mir vom Wortklang her sehr.

Ich höre jeden Ball im Kasten anders klingeln. Ich mag den Begriff Opium fürs Volk, liebe die Bezeichnung kollektives Gedächtnis, wollte eine Zeit lang eine Rock-Oper über Stollen, Stutzen und Schienbeinschoner schreiben. Ein Singspiel, in dem die Rote Karte auf den Schlusspfiff trifft, die offensichtliche Schwalbe sich im Strafraum in einen Seitfallzieher verliebt. Und lauter verschiedene Standardsituationen trällern lustig durcheinander. Steilpässe schunkeln in Viererkette. Ein Vorstopper verteilt Zuckerpässe und es wird eine Ode auf das desaströse Spiel gesungen, vom Wort her mein Lieblingsgebilde. Ich nenne Spieler, die sich durchsetzen, Brecher, gleichzusetzen mit starkem Eisbrecher, verwegenem Herzensbrecher. Ich finde den funkelnden, blitzblanken Pass, den Hammer aufs Gehäuse, die launische Diva schön ausgedrückt, mag das Wort Stammelf wie Stammbaum, Stammtisch, Stammhalter. Ich amüsiere mich, wird ein Jahrhundertspiel von einem anderen Jahrhundertspiel abgelöst und dieses dann wiederum durch ein noch viel schöneres Jahrhundertspiel ersetzt.

Ich bin schon früh im Leben so etwas wie ein Auswechselspieler, spiele, wenn man es so sehen will,

auf ganz verschiedenen Positionen. Mein Wechsel vom Vorschulkinderheim ins Schulzeitkinderheim findet mit knapp sieben Jahren statt. Ich werde drei, vier Mal versuchsweise an Interessierte zu Testzwecken in deren Familienverbände integriert, und an meinen alten Verein, das Kinderheim, zurückgegeben, wenn ich den Vorstellungen nicht entspreche. Erst mit knapp elf Jahren sehe ich mich fest an eine richtige Familie übergeben, die mich behalten will. Aus dem Heim herausgenommen, fühle ich mich aber den Heimkindern weiterhin eng verbunden. Als Lehrerkind, das ich jetzt bin, laufe ich in einer anderen Liga auf. Das hat mich eine Zeit lang sehr belastet und gleichzeitig ordentlich fürs Leben trainiert. Ich bin nicht auf eine bestimmte Position festgelegt, kann unter Umständen als Torhüter wie auch Mittelstürmer auflaufen, um im Bild zu bleiben, kann einstecken, austeilen, angreifen, abwehren, mich gegen den Vorwurf wehren, austauschbar zu sein. Der Bolzplatz der Stadtkinder liegt in der gleichen Allee, in der ich wohne, etwas vorgerückt zur Strandallee hin, und wird Russenplatz genannt, weil das Haus daneben nach dem Krieg eine Garnison war und der Platz von den Russen für ihre militärischen Übungen genutzt wurde. Robben und Granatengangriff, schießen und abrollen, in voller Montur Attacken reiten, sich verschanzen und eingraben. Wir übernehmen den Platz, als sie abgezogen werden, und haben lange Zeit keine richtigen Tore, sondern

helfen uns provisorisch mit Kleidungsstücken aus. Jacken, Sportbeutel, Schultaschen werden unsere Torpfosten, und es gibt immer wieder strittige Szenen, Aufruhr, Streitereien, bis hin zu Keilereien. Kinder können so gemein sein.

Sie können meinen neuen Namen nicht aussprechen. Ich wurde schließlich adoptiert, und wohne mit den neuen Eltern direkt am kleinstädtischen Fußballplatz, am Ende der mittleren Allee, Nummer Sechs. Bin jetzt Stadtkind, Lehrerkind, Verteidiger der im Heim verbliebenen Kinder. Ich heiße ab dem Zeitpunkt Wawerzinek. Sie machen daraus Wawa, Wawzi, Wauwau und bewerfen mich mit Namen für Hundefutter, rufen mich Frolic, Pal, zuallerletzt Chappi, wie ich heute noch von guten alten Freunden gerufen werde. Ich wandle Schappi in Chapnelli um, einen italienischen Fußballer, von dem ich gelesen habe, er sei bei einem Spiel ums Leben gekommen, beim Kopfballversuch gegen den Pfosten geknallt und auf dem Rasen verstorben. Ich nenne mich Tschapajew, nach dem heldenhaften Reiterrussen, und forme den hässlichen Rufnamen schließlich in sc. Happy, wie Dr. der Fröhlichkeit um.

Ich ziehe mich auf den Dachboden zurück, schaue zum Dachfenster hinaus, freue mich auf meine bescheidene leise Weise über den frisch gefallenen Schnee, zum Beispiel, schaue den Wintervögeln zu, Blaumeisen, Raben, die sich auf dem Sportplatz

ergingen, der Jahreszeit entsprechend verhaltene Übungen vollführen. Manchmal läuft ein Hase über die weiße Fläche und ein Reh schaut nach dem Rechten, oder Schwäne lassen sich nieder, schwer vom Untergrund zu unterscheiden.

Was wirklich schön und neu und eine absolute Sonderposition für mich ist: Ich blicke vom Dachfenster aus, von meiner höheren Warte aus auf den großen Sportplatz, vor dem Haus gelegen, der bis zum Wäldchen reicht. Dahinter beginnen Strand und Ostsee. Ich bin von meinem Hochsitz aus bei allen Trainingseinheiten, Spielen, Sportfesten als Zuschauer dabei, und weil ich mich sehr oft auf dem Dachboden aufhalte, auch der treueste Zuschauer. Ich sehe alles, mich sieht niemand beim Zusehen. Und so drängt sich Fußball von einem ganz anderen Blickpunkt aus in mein Leben hinein. Ich spiele nicht wirklich mit. Ich höre die lauten Rufe, Zuschauerschreie, Pfiffe und das Knallen von Fleisch auf Leder, vernehme die Kracher gegen Pfosten und Latte. Bin in Trainingseinheiten involviert, sehe vom Dachbodenfenster aus die Akteure auf dem Platz, wenn sie in unterschiedlichen Trikots gegeneinander spielen. Ich kann dem Platzwart bei seinem Job zusehen, vom Dachbodenfenster aus beobachten, was so einer alles zu tun und zu verrichten hat, ehe ein Spiel angepfiffen wird. Ich mag am Fußball die Sonderregelung, dass der Ball für den Einwurf in beide Hände genommen werden darf, und mag jene Spieler, die ihn hoch und

weit werfen, um mit diesem Trick andere Spieler zu bedienen und in aussichtsreiche Position zu bringen. Balljunge sein ist ein gutes Ziel für mich. Im Sinne von Goethe, bei dem aus den Farbmischern die besten Maler werden, erlerne ich das Fußballspiel vom Dachbodenfenster aus. Ich sah die Balljungen trainieren und zu guten Spielern heranreifen. Ich folge vielen Spielen, ohne mich unter die Zuschauer an den Seitenlinien zu mischen. Ich erlebte die Spiele von meinem Aussichtspunkt ganz ohne deren Kommentare und frei von ihrem parteiischen Benehmen, muss nicht aufschreien, wie sie über dumme Fehler schimpfen, nicht johlen, schrill pfeifen, jubeln, und affig herumtanzen wie sie. Und nehme ganz für mich am Spielverlauf teil, erlebe die Spielzüge von meiner höheren Warte aus, genieße Freistöße und Elfmeter ganz für mich, ohne durch die Fans im Fanblock bestimmt und abgelenkt zu sein, vollkommen neutral. Ich bekomme mit, wie es nach dem Spiel weitergeht, wie die jeweiligen Mannschaften auseinandergehen, in die Umkleidekabinen und Duschräume verschwinden, von dort aus in ihre Busse einsteigen, jubelnd, lachend, verstimmt, verärgert, übel gelaunt wegfahren, derweil die Zuschauer schon längst abgezogen und in den Kneipen am Nachfeiern sind. Ich bleibe, bis der Platz leer ist, am Dachbodenfenster sitzen und kriege über die Tage hinweg mit, wie lange er leer blieb.

Ich sehe den Platzwart Schnee beiseiteschieben, Linien erneuern, Blätter harken, Löcher stopfen, Maulwurfhügel platt hauen, Kreise abstecken, Rasen säen. Ich mag den Platzwart sehr. Bei seinem Tun wirkt er auf mich wie der Bauer bei der Aussaat von Samen. Der grüne Rasen ist ein Rübenfeld, und wie er den Rasen für die Fußballspiele präpariert, hat immer auch etwas von nützlicher Gartenarbeit.

Ich bin nie Pelé oder ein anderer Spieler als ich selbst in Person. Ich liebe Lew Jaschin, will wie er, der katzengeleiche Torwart, werden und nach den Bällen nur so hechten. Mein großer Star ist Eusébio, einfach weil der Name so schön auszusprechen geht und wunderbar klingt. Eusébio ist so sehr mein Star, dass ich mir nicht anmaße, mich selbst mit diesem Namen zu erheben, wie die anderen zu behaupten, ich würde wie Eusébio mit dem Ball zaubern, ihn auf seine unnachahmliche Weise ins Tor hinein zaubern. Ich mag seit diesem Fußballspieler das Land, in dem er Fußball spielte, sehr. Portugal und Lissabon sind seitdem für mich ganz wunderschöne Worte.

Neun Tore schoss Eusébio einmal in nur einem Turnier. Man lobte seine exzellente Spieltechnik, das spitzbübische Gesicht. Es ist mir nicht gegeben, ihn in den Fußballhimmel zu erheben. Ich mag die Art, wie er Fußball spielt, sich nach dem verwandelten Ball respektvoll denen gegenüber verhält, die das